

Amerikas Schicksalskunde.

Die Folgen des europäischen Krieges für unser Land.

Ein deutscher Staatsmann, Legationsrat Dr. A. Zimmermann, beantwortet die obige Frage in folgenden Ausführungen:

Weit mehr als es im Anfang den Anschein hatte, werden die Staaten des amerikanischen Kontinents allmählich von dem gegen Deutschland geführten Vernichtungskriege in Mitleidenschaft gezogen. Es ist noch nicht allzu lange her, da erwartete die New Yorker „Sun“ große Vorteile von dem Wingen in Europa. Während die Kräfte und Mittel der europäischen Staaten durch den Krieg verzehrt würden, gingen die Bedürfnisse der übrigen Welt weiter. Die Vereinigten Staaten hätten also eine nie wiederkehrende Gelegenheit, mit zahlreichen Ländern neue und dauernde Handelsverbindungen anzuknüpfen. Andere Mächte haben in dem Krieg die beste Gelegenheit zur Schaffung einer amerikanischen Handelsmarine. Der „Commercial“ meint: „Ein langdauernder Krieg in Europa gibt uns die Kontrolle über den Handel in der übrigen Welt und gewährt uns einen Vorsprung vor allen anderen Ländern auf lange hinaus.“ Die „St. Louis Republic“ erwartete von dem Weltkriege einen ungeahnten Zustrom ausländischer Kapitalien, die in Amerika ein ruhiges Arbeitsfeld suchen würden. Aehnliche Hoffnungen spiegeln sich in den Neußerungen anderer amerikanischer Zeitungen. Nur ganz vereinzelt erhellen dagegen die Warnungen erfahrener und nicht-fermer Kenner der Verhältnisse. Sie sagten zur Zeit der wichtigsten Waren, Peritorung der besten alten Handelsbeziehungen, schwere Störungen des ganzen Wirtschaftslebens, und schließlich Untergrabung allen Wohlstandes voraus. Diesen wahrscheinlichsten Folgen eines Weltkrieges gegenüber falle das vorausichtige Aufkommen einzelner, künstlich in die Höhe getriebener, für Ausnützung vorübergehender Umstände berechneter Unternehmungen nicht in Betracht. Solche Stimmen verhalten aber in dem Lärm der ganz auf Englands Seite stehenden großen Zeitungen, die nichts unversucht ließen, um die weitesten Kreise des Volkes für Englands Aufstufungen und Werte zu gewinnen.

Nur wenige Monate sind seitdem verfloßen, von den in den Vereinigten Staaten gehegten Hoffnungen ist aber dort so wenig wie in den anderen Teilen der Neuen Welt eingetroffen. Es zeigt sich vielmehr, daß dieser Kampf die unbetrübten Länder kaum weniger schädigt als die Kriegführenden. Zunächst war allerdings die Getreide- und Zuckerausfuhr aus den Vereinigten Staaten erheblich gewachsen, und den Fabriken von Waffen, Munition und Automobilen sind große Aufträge vom Auslande zugeflossen. Es schien auch sehr wahrscheinlich, daß der Bezug von Erzen, Mineralölen, Baumwolle, Maschinen eine erhebliche Steigerung erfahren würde, sowie eine sehr günstige Zeit für die amerikanische Schifffahrt und Finanz in Aussicht stand. Diese Hoffnungen sind indes sehr bald durch die Briten zunichte gemacht worden. Zudem ist unter Nichtachtung der 1856 vereinbarten und in der Londoner Deklaration neuerdings anerkannten Rechte der Neutralen einfach so ziemlich alle Waren als Kriegskonterbande erklärt und Maßnahmen getroffen, das sie selbst über andere Staaten den Deutschen nicht zuließen könnten, verletzten sie der Schifffahrt und dem Handel der Vereinigten Staaten nicht minder wie dem anderer neutraler Länder einen tödlichen Streich. Der Baumwollhandel liegt brach. Ihr Preis ist nach Bericht aus Atlanta auf etwa die Hälfte herabgegangen. Die Lagerhäuser sind überfüllt, und es strömt immer noch mehr Baumwolle zu. Die amerikanischen Spinner können nicht genug abnehmen, die englischen haben ihre Betriebe stark eingeschränkt, der Absatz nach anderen Ländern stößt infolge der englischen Politik. Die Mehrheit der Wilsoner steht vor dem Bankrott. Nicht anders liegt das Geschäft in Kupfer, anderen Erzen und Mineralölen. Auch der Kohlenhandel nach Südamerika leidet schwer. Dazu macht sich in der amerikanischen Industrie und dem Handel das Ausbleiben vieler unentbehrlicher und nicht leicht ersetzbarer deutscher Erzeugnisse lebhaft fühlbar, und der ganze Geldmarkt ist in bedenklicher Verwirrung geraten. In Brasilien, wo schon vor dem Kriege Geldknappheit herrschte, liegt infolge der Erschwerung des Absatzes von Kaffee und Kautschuk durch die Engländer das ganze Wirtschaftsleben darnieder. Argentinien, das gerade im Begriff war, sich von den Folgen der früheren Ueberpopulation zu erholen, ist durch die Hemmung seiner Getreide- und Fleischausfuhr in größte Bedrängnis geraten. Chile ist ebenso übel dran, durch die Un-

terbindung der Zalpeterausfuhr nach den neutralen Staaten. Nicht genug damit, machen sich in ganz Amerika die Abschneidung von europäischen Geldmärkten, das Aufhören des Einwandererzustroms, das Nichtmehrereichen der zahlreichen Passagierdampfer sehr nachteilig fühlbar. Man kann jetzt ruhig sagen, daß England die Amerikaner vom selbständigen Verkehr mit dem europäischen Festlande in viel höherem Maße abgeperrt hat, als es einst Napoleon I. gegenüber England geglückt ist. Der amerikanische Handel steht heute völlig unter englischer Aufsicht und hängt von Englands gutem Willen ab.

Mit bewundernswertem Geschick und unter Aufwendung großer Mittel haben England, Frankreich und Rußland bisher verhindert, daß die weiten Schichten der amerikanischen Bevölkerung sich über diesen Sachverhalt klar würden. Durch die in ihren Händen befindlichen Stabellagenturen und auch durch einflussreiche Zeitungen, die ihnen zur Verfügung standen, ist es ihnen vielmehr geglückt, den Amerikanern ein ganz falsches Bild von der Lage vorzuspiegeln. Zudem man ihnen durch erlogene Nachrichten großer Erfolge des sicheren Sieges der englisch-französischen Mächte über die deutschen wahrscheinlich machte und gleichzeitig die alte anglo-sächsische Abneigung gegen das deutsche Wesen fruchtlos schürte, wußte man den Amerikanern einzureden, daß die Deutschen nicht allein am Kriege schuld, sondern auch die Urheber aller der Nachteile seien, über die Amerika sich jetzt zu beklagen hat. Die triumphierende Mitteilung englischer Blätter über die großen Verdienste, welche die amerikanische Zeitungswelt sich um Englands Sache erworben habe, läßt daran denken, daß die amerikanische Regierung, die die Rücksichtslosigkeit und Lüge der „englischen Preudenation“ kennt, sich bisher auf einige schwache Proteste bei England wegen Wegnahme ihrer Schiffe beschränkt und selbst eine so unerhörte und Amerika schwer schädigende Maßnahme wie die Sperrung der eisernen Nordsee einfach ruhig hingenommen hat. Dieselben Vereinigten Staaten haben einst in der Sperrung der kleinen Ostsee durch Danemark eine unerträgliche Schädigung ihres Handels erlitten und nicht gerührt, bis der Südsoll aufgehoben war. Man sieht noch mehr, welchen Einfluß England heute auf maßgebende Kreise der Vereinigten Staaten ausüben imstande ist, wenn man sich vor Augen hält, mit welcher Eiferfrucht früher die Amerikaner sich jedem Uebergriff der Briten in amerikanischen Gewässern entgegen setzten, und wie hartnäckig sie sich wehrten erst das freie Verfügungsrecht über den Panama-Kanal von England erkämpft haben.

Das vorsichtige Auftreten der Vereinigten Staaten gegenüber der Vergewaltigung der Neutralen in diesem Kriege durch England ist doppelt merkwürdig, wenn man sich die früheren Beziehungen beider Länder vergegenwärtigt. Wie hat England die Amerikaner, solange sie seine Untertanen waren, jahrhundertlang geknebelt und tyrannisiert. Mit welcher Rücksichtslosigkeit hat es nicht später in den Jahren 1806 bis 1812 die Schifffahrt des neutralen Amerikas vernichtet. Hunderte amerikanischer Fahrzeuge hat es damals ohne weiteres kaputt und ihre Besatzungen als Matrosen für ihre eigenen Schiffe gepreßt, bis die Amerikaner ihrerseits zu den Waffen griffen. Im Sezessionskrieg hat England alles daran gesetzt, um den ihm geneigten Südstaaten zum Siege zu verhelfen und die Schifffahrt der Nordstaaten zu schädigen. Der Va. des Panamakanals hat keinen hartnäckigeren und gefährlicheren Feind befaßen als die Briten, und schließlich haben sie durch das Bündnis mit Japan der Politik Amerikas in Ostasien und im Stillen Ozean einen Schlag verleiht, dessen Bedeutung noch heute nicht völlig zu übersehen ist. Seit langem erblickt ja England, wie oft genug ausgesprochen worden ist, trotz all seiner Freundschafts- und Verwandtschaftsbeteuerungen, in den Vereinigten Staaten den gefährlichsten Feind, und wenn es sich heute entschlossen hat, alles zu wagen, so geschah das nicht zum wenigsten, um in Zukunft den Kampf mit Amerika mit größerer Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können.

Schon jetzt liegt es klar vor Augen jedes Einsichtigen, daß ganz Amerika bei Fortsetzung seiner heutigen Politik von dem Kriege nicht allein große wirtschaftliche, sondern auch sehr bedenkliche politische Nachteile zu erwarten hat. Die Eroberung von Manchshau durch Japan, Japans Besitzung in der Südpazifik bedeuten für Amerika eine unmittelbare Gefahr. Der ganze Westen der Vereinigten Staaten erblickt seit langem in Japan den gefährlichsten Feind. Jetzt hat dieser Feind freilich nicht moralisch, aber doch politisch bedeutend in der Welt an Ansehen gewonnen und ist in der Lage, von

der Südpazifik aus die Philippinen, Hawaii und den Verkehr durch den Panamakanal zu bedrohen. In Tsingtau besitzt Japan mindestens vorläufig einen neuen starken Stützpunkt und verfügt über die Kohlengruben und die Bahnen in Nordchina des Reiches. Wenn es Neigung dazu spürt, dürfte es schon jetzt in der Lage sein, dem Einfluß Amerikas in dem großen chinesischen Reiche, auf den man bisher in Washington so viel Wert legte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. Diese Lage ist bedenklich genug für Amerika, aber sie ist noch günstiger, verglichen mit den Verhältnissen, die entbehrten mühten, wenn Deutschland u. Oesterreich-Ungarn in dem jetzigen Kampfe um ihr Dasein unterlagen. Diese beiden, von mehr als hundert Millionen fleißiger, unternehmender Menschen bewohnten Länder würden dann nach dem Verlust ihrer gesamten Jugend von den Siegern so ausgefogen und runiert werden, daß sie wahrscheinlich für ein Jahrhundert in der Welt nicht mehr mitzählen. Die Vereinigten Staaten verlieren damit ihren besten Markt, Rußland, dann der Herrscher Europas, würde es, soweit wie irgend möglich, in seiner hergebrachten Art gegen die Außenwelt absperrten und zwingen, sich mit den eigenen Erzeugnissen zu begnügen. England, dadurch ebenfalls seines besten Abnehmers beraubt, würde seinen Bezug amerikanischer Waren stark einschränken müssen. Im Zollverein mit seinen eigenen Kolonien würde es aus allen Kräften versuchen, sein Wirtschaftsleben unabhängig vom beneideten Amerika zu machen. Mit der Einwanderung aus Europa, mit der Anlage europäischer Gelder in Amerika, mit dem Austausch von Erfindungen und geistigen Fortschritten zwischen den beiden Weltteilen wäre es natürlich auch gründlich zu Ende. Amerika stünde voraussichtlich für unabsehbare Zeit einem isolischen Europa, einem japanischen Asien und einem englischen Seereich gegenüber, die sämtlich angilich befeuert sein würden, sich gegenseitig abzusperrten und jeden Einfluß von außen, der ihre Zwecke fördern könnte, fernzujubeln.

Die Engländer haben mit Hilfe der Presse der öffentlichen Meinung Amerikas einzureden verstanden, daß die Deutschen rein aus Angst und Eigennutz verurteilt hätten, den englischen, französischen und russischen Schwindeln nachrichten entgegenzutreten und die Amerikaner von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen. Sie haben es sogar fertig gebracht, daß im raffinierten Amerika kein Wort der Entrüstung über die Verwendung farbiger, meist peitverdrächtiger Truppen gegen die Deutschen laut geworden ist. So lange einflußreiche Geldleute die Sache Englands in Amerika nach Kräften fördern, solange die Leiter der größten amerikanischen Blätter sich ganz in den Dienst Englands stellen dürfen, ist es natürlich fast unmöglich, den deutschen Standpunkt in weiteren Kreisen dort zur Geltung zu bringen. Ist doch leider auch von Seiten Deutschlands früher nichts geschehen, um engere Beziehungen zu den angelsächsischen Vorkämpfern in Amerika zu gewinnen. Daß aber auf die Länge die geschäftsklugen Amerikaner sich durch Worte und Schmeicheleien der Briten und Russen über den wahren Sachverhalt und die ihnen unzweifelhaft drohenden Gefahren hinwegtäuschen lassen sollten, scheint doch nicht recht wahrscheinlich. Früh oder spät muß hier ein Erwachen kommen. Möge es dann nur nicht zu spät sein. Heute wären die Vereinigten Staaten noch in der Lage, den Krieg zu einem raschen Ende zu bringen. Ja, wenn sie endlich England durch Drohung mit dem Abschneiden der Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsmaterial zur vollen Anerkennung der Rechte der neutralen Schifffahrt nach Maßgabe der Londoner Deklaration zwingen, würde der Krieg schon an Schrecken verlieren. Wenn sie gar die Lieferung von Munition und Waffen an die Kriegführenden nicht ausführen und ihnen auch mittelbar kein Geld zuließen ließen, würden England und Frankreich sich gar bald genötigt sehen, einzuliegen. Auf einen ernstlichen Streit mit den Vereinigten Staaten läßt heute England es noch nicht ankommen. Wenn es in Europa sein Ziel erreicht, dürfte sich das freilich ändern.

Wird man sich in Amerika nunmehr, ehe es zu spät ist, klar werden? Wird dort bald maßgebenden Männern die Erkenntnis aufgehen, daß heute in Europa auch über das Schicksal der Vereinigten Staaten mitgekämpft wird? Noch hat es leider nicht den Anschein, daß es soweit gekommen ist. Von dem gefundenen Sinne der Amerikaner und dem kräftigen Wirken der Millionen amerikanischen Bürger deutscher Abstammung ist aber zu hoffen, daß schließlich Amerika sich der Bedeutung der heutigen Stunde doch noch bewußt werden und danach sein Handeln einrichten wird.

Der Eisenbahnunfall.

Von J. von Gassen.

„Der Schuldige! Der Schuldige!“ Schneidend erhob sich der Ruf aus dem grauenhaften Gewirre von zerbrochenen Eisenplatten und zersplittertem Holz, von blutenden Menschenleibern, heulenden Tieren, umhergestreuten Wagen aller Art, das von dem grellen Feuerschein der beiden brennenden Eisenbahnzüge, die durch einen unglücklichen Zufall ineinandergefahren waren, unheimlich erleuchtet wurde.

„Der Schuldige! Der Schuldige!“ Der Schrei zerschneidete die Luft, vermengte sich mit dem Jammer der Frauen, dem Weinen der Kinder und dem Stöhnen der Verwundeten. Myrher de Jong lief wie ein Irrsinniger auf dem Bahndamm auf und ab, er war bargeputt, hielt den Spazierstock in der Hand und die Zeitung unter dem Arm, so wie er nach dem Stoß aus dem Waggongesprungen war, und schrie unaufhörlich aus Leibesträften:

„Der Schuldige! Der Schuldige!“ Er muß gefunden werden. Mit meinen eigenen Augen muß ich ihn sehen, den Halunken!...

Kein Mensch hörte auf ihn, niemand kümmerte sich um ihn. Man war eben dabei, die Hilfestellung zu organisieren. Die Verwundeten wurden in eine nahegelegene Scheune getragen und die Toten im Schutz einer Hede niedergelegt. Man zählte zwanzig Leichen. Aber zwei Abteile eines Wagens der zweiten Klasse hatten sich nicht mehr öffnen lassen, und man schätzte, daß ein Dutzend Opfer darin verbrannt seien. Siebenundzwanzig Verwundete starteten sich zu befreien. Warum lagen sie hier? Mit wem waren sie geteilt? Und wohin?... Plötzlich kam ihnen alles wieder in den Sinn, was geschehen war, und löste sich in einem Schrei von ihren Lippen:

„Stefan!... Antje!... Mein kleiner Karl!... Wo ist mein kleiner Karl!...“

„Der Schuldige! Der Schuldige!“ hauchte Myrher de Jongs. „Es muß doch einen Schuldigen geben!“ Aber was lag allen diesen Unglücklichen daran, wer schuldig war. Sie litten, sie weinten, ihre Gedanten gingen nicht über den kleinen Weltwinkel hinaus, wo sie mit gebrochenen Gliedern lagen, wo ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Väter einen schrecklichen jähen Tod gefunden hatten.

Myrher de Jong dagegen reiste allein, zu seinem Vergnügen. Er hatte an niemand zu denken und seine Wut richtete sich allein gegen die Quelle des Unheils. Im Grunde genommen hatte er nicht so unredlich; immer gibt es einen Schuldigen, und sehr oft ist es nicht jener, den man dafür hält oder den die öffentliche Untersuchung erndet.

Am nächsten Morgen machte Myrher de Jong sich auf die Suche nach dem Unbekannten. Er las sämtliche Zeitungen und verfolgte gierig die Berichte mit dem Stationsvorstand, mit dem Bahnwärter, dem Lokomotivführer und dem Beamten, der den Güterzug abgelassen hatte, in den der Schnellzug hineingefahren war. Er behorchte die Gespräche der Reisenden, das Geschwätz der müßigen Zuschauer und die Meinungen der Reporter. Er beobachtete die Leute, als er dachte, daß einer von ihnen, unter der Wucht seines Blickes, seinen Fehler oder sein Verbrechen eingestehen würde.

Er sah die beiden Lokomotivführer und die beiden Heizer, welche wie durch ein Wunder dem Tode entkommen waren. Sie hatten ihre Pflicht getan, so gut sie konnten und soweit menschliche Kraft reicht. Wegen den Regen, den Nebel und den Sturm, der den Rauch so tief herabdrückte, daß man nicht fünf Schritte vor sich sah, konnten sie freilich nicht ankämpfen.

Der Stationsvorsteher des nahen Bahnhofes raufte sich die Haare aus. Aber auch er war ohne Schuld. Er hatte die Signale ordnungsgemäß weitergegeben, und seine Pflichtverpflichtung konnte ihm nachgewiesen werden.

„Aber ich muß in Erfahrung bringen, wer der Schuldige ist!“ beharrte Myrher de Jong eigenfinnig. Plötzlich hatte er eine Inspiration. Der Güterzug, der in den Eilzug hineingefahren war und dadurch so viele Menschenleben zerstört hatte — an den mußte er sich halten. Er hatte vier Stunden Verpätung gehabt. Warum?

Myrher de Jong triumphierte. Nach hatte er den Schuldigen nicht gefunden, aber er war auf seiner Spur. Der fragliche Güterzug kam aus einer benachbarten Setundlinie. Der unermüdbare, freiwillige Detektiv ließ sich die Mühe nicht verbieten, bei jeder Station auszufestigen, die Beamten zu befragen, Notizen zu machen, die Leute auszufragen, gestützt durch die zuversichtliche Hoffnung, daß sein sonderbares Unternehmen glücken müsse. Er kam zu der Ueberzeugung, daß die zweifelhafte Verpätung in U. von unabweisbarer Notwendigkeit

wesen sei, da der einfahrende Personenzug von dem Güterzug abgehien mußte.

In P. mußte er daselbst festhalten. Auch hier hatte man das Vorfahren eines Zuges mit größerer Geschwindigkeit abwarten müssen. So kam er, Station für Station, endlich auch nach N., wo der Zug pünktlich eingefahren, aber mit zwanzig Minuten Verpätung abgegangen war. Die Untersuchung begann deltat zu werden. Er war überzeugt, daß er hier auf dem Bahnhof keine Auskunft erhalten würde. Man begann bereits die fernsonderbaren Passagier zu misstrauen, der hundert Meilen weit hierher gereist kam, bloß, um „von dem Unfall zu plaudern“. Myrher de Jong bestand infolgedessen nicht auf seiner Absicht, sondern ging in den nächsten Bahnhof, um zu frühstücken.

Als er den Saal betrat, der zugleich Kaffeehaus, Restaurant und Billardzimmer war, hörte er aus den umherstehenden Gesprächen, daß man sich auch hier stark mit dem Unfall beschäftigte.

„Ich werde meine Genugtuung schon bekommen, verlaßt euch drauf,“ rief ein kleiner Mann mit struppigem Bart, der die Hände in den Hosentaschen versteckt, mit siegesgewisser Miene um sich blickte und die erste Stimme am Wirtschaftstisch zu haben schien. „Ich werde mein Geld bekommen, das kann ich euch sagen... So eine Schmutzgesellschaft! Ich habe es schon lange scharf auf ihn, jetzt wird sie mit nicht mehr entgehen. Ich bin nicht der Kerl, der locker läßt, was er einmal gefoßt hat! Sie wird mir meine fünfzig Gulden bluten oder ich will wissen warum.“

„Na also, wie sieht's denn mit deinem Schwein?“ fragte ein anderer.

„Es hat sich nicht wieder gefunden, natürlich nicht! Vermutlich ist es mit all den Christenmenschen zugrunde gegangen, deren Namen in den Zeitungen stehen. Von meinem armen Schwein ist freilich nicht die Rede. Was geht die das Schwein eines schäbigen Puaers an! Aber ich werde ihrem Gedächtnis schon nachhelfen. Mein Schwein war immerhin soviel wert wie ein Schwein. Fünfzig Gulden, nicht mehr, nicht weniger. Davon heißt keine Maus einen Haben an.“

Jedermann lauschte dem Sprecher mit Interesse. Die Gemeinde hatte bei dem Unfall nur ein Opfer zu beklagen: ein Schwein, und just dieses gehörte dem kleinen, ungelegenen Mann mit dem struppigen Kinnbart und der spitzen Nase. Er schien übrigens sehr zufrieden mit der Aufmerksamkeit, die er bei seinen Zuhörern erregte und fand es an der Zeit, sich auch an Myrher de Jong zu wenden, an den Fremden, der gewissmaßen die breitere Öffentlichkeit repräsentierte. Man mußte ihm doch einige Worte sagen, die würdig waren, der Nachwelt überliefert zu werden.

„Ja, ja, mein Herr, mit dem alten Vater Pieper macht man keine Wippschen. Ich mische mich selten in solche Sündel, aber was Recht ist, muß Recht bleiben.“

Myrher de Jong war entzückt, eine Aufmerksamkeit gefunden zu haben, um mit einem geschwätzigen Menschen zu plaudern, der bei der Absicht des Unfalls zugesehen gewesen sein mußte, da er ja sein Schwein darin einvoigoniert hatte.

Noch einem letzten Umtrunt zerstreuten sich die Bewunderer Vater Piepers, indem sie ihm noch einmal guten Erfolg wünschten, und der Schweinhändler rückte zu Myrher de Jong hinüber, hocherfreut, einen Zuhörer gefunden zu haben, der seine Geschichte noch nicht kannte.

Geschicht und unmerklich wußte dieser das Gespräch auf die Abreise des braven Vorstieres zu lenken. Und Vater Pieper ließ seinem Unmut die Zügel schießen.

„Manches Mal ist von Anfang an alles viel verheert. Sie müssen wissen, daß der verdammte Zug vor Tagesanbruch hier durchpassiert und es gar nicht so leicht ist, das Teufelsviehzeug im Dunkeln aus dem Koben zu kriegen. Ich hatte alle Mühe, es auf den Wagen zu laden, und als wir zur Bahn kamen, war der Zug richtig schon zur Abfahrt bereit. Gerade wollte dieser Strohhopf von Stationsvorstand das Zeichen geben, und mein Schwein sollte nicht mehr mitkommen. Da stieg mir denn doch das Blut zu Kopf. „Was, mein Schwein wollen Sie nicht aufnehmen? Das möchte ich sehen in drei Teufelsnamen! Das wäre mir ja noch schöner! Ist es nicht genug, daß Sie bei den letzten Wahlen für die Opposition gewählt haben! Wenn jetzt nicht einmal mehr der Dienst ordentlich versehen wird, so werden Sie das beim Avancement schon zu spüren bekommen.“ — „Ich pfeife auf die Politik,“ sagt er darauf, „ich habe dafür zu sorgen, daß mein Zug ordentlich abgeht.“ — „Ihr Zug,“ sag ich ihm, „das ist nicht Ihr Zug, das ist der Zug meines Schweines, verfluchen Sie mich! Und was Sie da vorhin von der Politik gesagt haben, das ist nicht in taube Ohren gefallen, daß Sie es nur wissen!“ — „Myrher Pieper,“ sagt er ganz verlegen, „das werden Sie mir doch nicht antun, daß Sie mich da in Ungelegenheiten bringen!“ — „Nehmen Sie mein Schwein, und ich will nichts gehört haben.“ Man hat doch seine Anhänglichkeit, nicht

woacht? Nun, zwanzig Minuten später piffte der Zug und fuhr mit einem armen Schwein davon.“

„Zwanzig Minuten?“ wiederholte Myrher de Jong. Seine Augen öffneten sich weit vor freudigem Erstaunen; dann wendete er sich nach einem kurzen Schweigen der Ergriffenheit wieder an seinen Nachbar:

„Die Transportgesellschaft schuldet Ihnen Ihr Schwein, Myrher Pieper, dasgen ist nichts einzunehmen...“

„Das will ich meinen!“

„Aber hören Sie sich weiter an: Sie, Sie allein sind schuld an dem Tode von zweiunddreißig Personen und daran, daß siebenundzwanzig Menschen verwundet wurden. Sie haben sechzehn Güterwagen und zwei Lokomotiven vernichtet. Sie sind ein Uebelthäter und ein Mörder, verstehen Sie mich wohl, ein Mörder! Sie allein tragen die Schuld, daß der Laßzug erst zwanzig Minuten, später zwei und vier Stunden Verpätung hatte. Ich an Ihrer Stelle würde darauf nicht sehr stolz...“

Vater Pieper wagte diesen Worten nichts entgegenzusetzen. Er schwieg, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit und erinnerte sich mit auffallenender Pflichtigkeit daran, daß er dringend zu Hause erwartet wurde.

Myrher de Jong vollendete zufrieden seine Mahlzeit. Er hatte den Schuldigen von Angesicht zu Angesicht sehen wollen, und die Worte waren ihm gelungen.

Wichtiges Nahrungsmittel.

In der Ernährung unseres Volkes, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, spielen die Fische sehr auch eine große Rolle als im Frieden, und dabei ist es erfreulich, daß der Seefischfang Deutschlands in den letzten Jahren sehr zugenommen hat. Trotz dieser Fortschritte steht Europa in bezug auf die Ertragsmenge erst an vierter Stelle. An erster Stelle stehen Großbritannien und Irland mit einem Ertrag von 1163 Millionen Kilogramm oder 45 Prozent des gesamten Ertrages. Dann folgt Norwegen mit 555 Millionen Kilogramm, gleich 23 Prozent, Frankreich mit 230 Millionen Kilogramm, gleich 9 Prozent, und Deutschland mit 166 Millionen Kilogramm, gleich 6 Prozent der Ertragsmenge. Da im letzten Jahre der Verbrauch an Seefischen im Deutschen Reich die Menge von 500 Millionen Kilogramm erreicht haben dürfte, so wurden etwa 350 Millionen Kilogramm vom Ausland bezogen. Die Niederlande sind mit 137 Millionen Kilogramm, Schweden mit 119 Millionen, Dänemark mit 43, Rußland mit 38 und Belgien mit 11 Millionen Kilogramm beteiligt.

Zieht man den Ertragswert dieser Fischmengen in Betracht, so beträgt er in Großbritannien 235 Millionen Mark oder 47 Prozent der Gesamtsumme. An zweiter Stelle steht in dieser Hinsicht Frankreich mit 94 Millionen Mark oder 19 Prozent, während Norwegen, obwohl es über zwanzigmal so viel Fische fängt als Frankreich, für diese Fische nur 52 Millionen Mark oder 11 Prozent der Gesamtsumme erhält. Es handelt sich nämlich bei Norwegen in der Hauptsache um geringwertigere Fische. Deutschland erzielt einen Ertragswert von 36 Millionen Mark oder 7 Prozent. Der Ertrag ist in den kalten Gewässern sehr bedeutend; die norwegischen Fischdampfer, die bis ins Eismeer fahren, erzielen hier und an der norwegischen Küste 313 Millionen Kilogramm Fische, ein Ertrag, der dem von deutschen, niederländischen und belgischen Fischern überhaupt gefangenen gleichkommt.

Das wichtigste Fanggebiet ist die Nordsee mit einer Ertragsmenge von 1113 Millionen Kilogramm, die so viel beträgt, wie die aller übrigen nordeuropäischen Meere zusammen. Deutschland ist an dem Ertrag der Nordsee mit 87 Millionen Kilogramm beteiligt, während es in der Ostsee nur 33 Millionen Kilogramm fängt. Dieser geringe Ertrag der Ostsee wird aber durch die gefangenen Fischarten aufgevoßen, denn während in den kalten Gewässern der Kabeljau überwiegt, steht in den wärmeren der Heringfang im Vordergrund; er beträgt in der Ostsee 50 Prozent. In der Ostsee werden auch eine große Menge von Brack- und Süßwasserfischen gefangen, so z. B. Stint, Flunder, Hecht, Aal, Blöke usw.

Ein Schweinehändler. Gattin: Die Männer behaupten immer, mit uns Frauen sei auf die Dauer nicht auszukommen. Nicht wahr, Arthur, du bist bisher mit mir immer gut auszukommen? Gatte: Gewiß, Schatz; du bist aber auch keine Frau. Gattin: So? Was bin ich denn? Gatte: Ein Engel!

Immer Fachmann. Festbesucher: Das sind doch nicht die hübschesten der Müllerschen Töchter, welche die Eltern zu der heutigen Festlichkeit mitgebracht haben? Zigarrenhändler: Nein, es ist die zweite Sortierung. Die Feldgrauen. A.: Bei unseren Soldaten findet man nun alles grau und glanzlos; malt find die Säbelscheiden, matt sind sogar die Knöpfe; sie haben durchaus nichts Strahlendes an sich.